

Vorwort

MAJA SOBOLEVA

Die Frage nach dem Wesen des Denkens gehört nicht nur zum Bestand der klassischen philosophischen Fragestellungen, sondern stellt auch ein wiederkehrendes Thema in aktuellen Diskussionen dar. Heutzutage bestimmen überwiegend die naturalistischen Argumente der Kognitionswissenschaften, vor allem der Neurowissenschaft, den Diskurs. Angesichts dessen erfordert es eindeutig Mut, sich für eine philosophische Untersuchung des Denkens zu entscheiden. Ein starkes Motiv dafür liefert der Umstand, dass es trotz des fortgeschrittenen Forschungsstandes in diesem Bereich keine befriedigende Erklärung des Denkens gibt. Weder seine Genese – bei allen Erfolgen der Evolutionsbiologie und Entwicklungspsychologie – noch sein Funktionieren sind enträtselt. Die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse erregen aber zunehmend philosophisches Interesse und entfachen kontroverse Debatten. Das Problem des Denkens wird gegenwärtig vor allem in der Philosophie des Geistes und der Sprache sowie in der Tierphilosophie, die gerade eine kognitive Wende erlebt, intensiv diskutiert.

Die Komplexität des Phänomens führt dazu, dass sich deutlich widerstreitende Positionen in Bezug auf den Begriff des Denkens, seine Kriterien und Grenzen abzeichnen. Zunächst ist festzuhalten, dass dieser Begriff kein fixes Topos auf der ontologischen Karte der Philosophiebegriffe hat. Beispielsweise fasst der Mentalismus das Denken als einen genuinen, nicht-reduzierbaren psychischen Zustand eines menschlichen Individuums, der dessen Handeln und Erkenntnis kausal bestimmt und der ausschließlich in Terminen der Psychodynamik ohne die Referenz auf das Nervensystem beschrieben werden kann. Demgegenüber führt der Materialismus die Denakte auf die neuronalen Prozesse zurück. Einen mittleren Weg schlagen die

Theorien ein, die die funktionale Anhängigkeit des Denkens von physi-
schen Strukturen behaupten. Die Unbestimmtheit des Begriffes ‚Denken‘
wird dadurch vergrößert, dass es keine festen Kriterien dafür gibt. Einige
halten die Sprachfähigkeit für die notwendige Bedingung des Denkens und
identifizieren es mit dem Operieren mit Sprachbegriffen. Dieser Lingualis-
mus hat jedoch viele Gegner_innen, die eine solche Abhängigkeit bestreit-
en. Mit dem Fehlen klarer Definitionen ist die Unschärfe der Grenzen des
Denkens verbunden. Unentschieden bleibt die Frage, ob nur die Lebewe-
sen, die sowohl zur Problemlösung als auch zur Symbolisierung fähig sind,
als denkende Lebewesen gelten können oder genügt bereits die erste Funk-
tion um ein solches zu sein.

Auch der vorliegende Band versammelt differenzierte Darstellungen
des Denkens aus einer systematisch-historischen Perspektive. Die Beiträge
befassen sich mit einem breiten Themenspektrum rund um diesen Begriff.
Sie untersuchen die Verhältnisse von Denken und Sprechen, Denken und
Handeln, Denken und Fühlen, Denken und Wahrnehmen, Denken im Leib-
und Lebensbezug und beleuchten so die zentralen Aspekte dieses Begriffs
in vielfältiger Weise. Die Beweisführungen und Konzeptionen haben klare
Konturen vor dem Hintergrund der vertretenen methodologischen Annah-
men und zeichnen sich durch große Varietät aus. Man darf nicht davon
ausgehen, dass dieses Überblickswerk eine Einführung in die Diskussion
über das Denken darstellen würde, vielmehr umfasst dieser Band unter-
schiedliche, höchst polemische Meinungen und Ansätze, die aus den wiss-
senschaftlichen Disputen entstanden sind, an denen die Autor_innen teil-
nahmen. Er bietet somit ein Forum für ein grenzüberschreitendes Gespräch
und sorgt für Anregungen. Im Folgenden werden die einzelnen Fragestel-
lungen kurz zusammengefasst, die in den Artikeln in diesem Buch aufge-
griffen werden.

Der Aufsatz von Thomas Rolf *Es kommt stets anders. Denken als posi-
tive Nichtigkeit* geht der Frage nach, „was Denken als solches ist“. Zu die-
sem Zweck grenzt der Verfasser das Denken phänomenologisch vom Emp-
finden, Wahrnehmen, Sprechen und Vorstellen ab. Er vermeidet zudem
bewusst jegliche Attribuierung des Denkens etwa als anschaulich, begrif-
flich und emotional. Sein Ansatz impliziert die These, dass diejenigen, die
nach dem Denken selbst fragen, mit dessen relativer „Nichtigkeit“ konfron-
tiert werden. Rolf will das Denken damit freilich nicht abwerten: Seine
praktische Bedeutung als Werkzeug überlebenssichernder Daseinsbewälti-

gung wird ebenso wenig in Frage gestellt wie seine formallogische Funktion. Eine Analyse dieser positiven Leistungsbereiche des Denkens nimmt der Autor jedoch nicht vor. Der Essay beschränkt sich auf die Unterscheidung des Denkens von jenen menschlichen Vermögen, die häufig – und aus Sicht des Verfassers zu Unrecht – mit dem Denken eng assoziiert oder sogar unmittelbar identifiziert werden.

Christoph Demmerling sucht in seinem Aufsatz *Sprache, Denken, praktische Begriffe. Überlegungen zur Frage nach der Sprachabhängigkeit des Denkens und Handelns* nach den Kriterien des Denkens und rückt den Begriffs des Begriffs in Zentrum seiner Analyse. Um denken zu können, muss man – so ist seine These – über die Begriffe verfügen. Allerdings lassen sich in neueren Debatten eine starke und eine schwache Begriffsauffassung voneinander unterscheiden. Die Erste verbindet mit begrifflichem Denken die Fähigkeit, Überzeugungen zu haben und wahre Überzeugungen von falschen zu unterscheiden. Für die Letztere gelten bereits Unterscheidung, Identifikation und Wiedererkennen eines Objekts als begriffliche Leistungen. Nun zeichnet sich der Mensch dadurch aus, dass er sowohl über sprachliche als auch nicht-sprachliche Begriffe verfügt. In welchem Verhältnis stehen diese Begriffstypen zu einander? In der Auseinandersetzung mit von ihm so genannten „praktischen Begriffen“ argumentiert Demmerling dafür, dass, obwohl nicht alle Arten von Begriffen sprachabhängig sind, im Fall von sprechenden Wesen jedoch auch diese Begriffe auf die Sprache bezogen sind. Den Bezug aller menschlichen Vollzüge auf die Sprache formuliert er als die These über das „apriorische Perfekt der Artikulation“.

Johannes Haag fragt in seiner Abhandlung *Methodologische Übelrengungen zum Verhältnis von Denken und Sprechen* nach den theoretischen Grundlagen für die Thematisierung des Begriffs ‚Denken‘. Er konfrontiert zwei gegensätzliche Positionen miteinander, die man heute als Lingualismus und Anti-Lingualismus bezeichnet. Der Lingualismus geht davon aus, dass das Denken die Sprachfähigkeit voraussetzt. Der Anti-Lingualismus ist hingegen bereit, die Fähigkeit zu denken auch sprachlosen Lebewesen zuzuschreiben. Stellvertretend für diese konträren Ansätze stehen in Haags Abhandlung die Theorien von Donald Davidson und John Perry. Eine wichtige Implikation von Davidsons Konzeption, die das Denken mit dem Besitzen und Zuschreiben von Überzeugungen gleichsetzt, besteht darin, dass denkende Subjekte bei ihm über einen Selbstbegriff verfügen müssen.

Perry führt dagegen explizit aus, dass epistemische Subjekte auch dann als denkende gelten, wenn sie überhaupt keinen Begriff von sich selbst haben. Da die beiden inkompatiblen Ansätze sich gleichermaßen mit den empirischen Beobachtungen vereinbaren lassen, kann nicht entschieden werden, welcher von ihnen vorzuziehen ist. Der Autor möchte aber einen pluralistischen Begriff des Denkens nicht akzeptieren. Er schlägt vor, zu einer transzentalphilosophischen Reflexion überzugehen, die die Bedingungen des empiristisch orientierten Theoretisierens herausarbeiten würde. Auf diesem methodologischen Weg, so beansprucht er zu zeigen, kann man begriffliche Klarheit über das Denken erreichen.

Maja Soboleva befasst sich in ihrer Abhandlung *Braucht man Anschauung um zu denken?* mit dem aktuellen Thema des Verhältnisses der Sinnlichkeit und des Verstandes im Erkenntnisprozess mit dem Zweck, die Begriffe ‚Anschauung‘ und ‚Denken‘ zu klären. Sie beruft sich dafür auf Kants transzendentale Erkenntnistheorie, um davon ausgehend den gegenwärtig dominierenden Repräsentationalismus, der die Wahrnehmung mit dem Begriff identifiziert, kritisch zu hinterfragen. Der exegetische Teil ihres Aufsatzes resultiert in den Behauptungen, dass Kant zwischen nicht-begrifflicher Anschauung und begrifflicher Vorstellung unterscheidet und ein differenziertes Verständnis des Denkens, nämlich als vordiskursives (Kategorie) und diskursives (Urteil) Denken herausarbeitet. Im Weiteren schlägt sie vor, von den von Kant untersuchten Erkenntnisfunktionen des Denkens auf seinen Charakter zu schließen. Dieser Schluss verbietet es, das Denken mit dem menschenspezifischen gegenständlichen, sprachabhängigen und durch Gedanken strukturierten Denken gleichzusetzen. Somit wird der Anthropozentrismus in Bezug auf das Verständnis des Denkens durchbrochen.

Das Thema der Leiblichkeit des Denkens wird in den Artikeln von Íngrid Vendrell Ferran *Epistemische Gefühle und epistemische Werte* und Alice Pechriggl *Denkakte im Leibbezug* behandelt. Die erste Autorin führt akribisch und systematisch in die Begrifflichkeit der modernen Philosophie der Gefühle ein. Am Beispiel der epistemischen Gefühle zeigt sie, dass anstelle der für die analytische Philosophie typischen Trennung von Gefühl und Verstand und der Zurückstellung der Gefühle, das emotionell-begleitete Denken tritt, welches eine neuartige Verbindung der beiden Vermögen herstellt. Die Anerkennung der Wechselwirkung von Denken und Gefühl soll Bedeutung für eine neue Konzeption des menschlichen

Geistes haben, die einerseits die Reduktion des Denkens auf die formalen Mechanismen und andererseits die Verkürzung des Gefühls auf die bloße Emotion verhindert. Vendrell Ferran interpretiert die epistemischen Gefühle als eine besondere Form von „Meta-Kognition“, weil sie den Selbstbezug der Person zu ihrer eigenen kognitiven Tätigkeit leisten. Diese gefühlsvermittelte Selbsterkenntnis hat den Charakter eines Erlebnisses, das nicht nur die funktionale Tätigkeit einer ihm gemäßen Färbung unterzieht, sondern auch die erkennende Person formt.

Alice Pechriggl nähert sich dem Begriff des Denkens in ihrem Aufsatz *Denkakte im Leibbezug* aus der Perspektive der Beziehungen zwischen Leib und Seele, Körper und Geist. Gegenüber den dualistischen (etwa Interaktionismus, Parallelismus, Okkasionalismus oder Epiphänomenalismus) und eliminativen monistischen (etwa im Sinne der Identitätstheorien und des Funktionalismus) Theorien des Geistes versteht sie das Verhältnis zwischen Denken, Wollen, Fühlen und Leben (organisch und sozial) als Präsenz oder Manifestation jedes von diesen Vollzügen in jedem einzelnen Vollzug. Um diese Verwobenheit auf den Begriff zu bringen, führt sie das Konzept des „Denkresonanzraums“ ein. Dieses soll die Seinsweisen des Denkens vor dem Hintergrund der organischen und sozialen Lebensprozesse erhellen. Es handelt sich dabei um einen Erfahrungs- und zugleich einen ontologisch-metaphysischen Begriff, weil er die Bedingungen der Möglichkeit des Denkens darstellt. Das Denken kann dann analog zu einer Matrix beschrieben werden, die aus einzelnen Denkresonanzräumen besteht.

René Thuns Aufsatz *Musikalisches Wahrnehmen und Denken im Modus der Metapher* rückt den Begriff der Metapher in den Vordergrund. Mittels der Analyse dieses Begriffs will er den Denkprozess näher bestimmen. Er fragt, ob die Metapher ein Vorgang ist, der allein mit der Sprache und dem sprachlichen Denken – dabei wird zunächst dahin gestellt, ob Sprache und Denken zu der gleichen kategorialen Domäne gehören, – zu tun hat. Das Phänomen der Synästhesie legt die Vermutung nahe, dass (ästhetische) Metaphern in der leiblichen Erfahrung wurzeln und auf Grund der durch sie ausgelösten Erfahrung funktionieren. Die Metapher erweist sich somit als ein grenzüberschreitendes Verfahren, in das verschiedene menschliche Erkenntnisvermögen involviert sind. Für die Klärung des Verhältnisses zwischen den Begriffen ‚Denken‘ und ‚Metapher‘ in der musikalischen Praxis greift der Autor auf folgende Grundsätze zurück: Es gibt „musikalische Gedanken“ (Schönberg 1992) und „[d]ie ästhetische Wirkung ist nichts au-

ßer dem, dass sie das ist, was uns Menschen unser Sprechen von ihr als einer ästhetischen Wirkung und in eins damit von einem so oder so Wirken den als ein ihr angemessenes und sie treffendes Sprechen empfindbar macht“ (König 1978: 264). Aus dem Ersten kann man schlussfolgern, dass, weil das Denken in der Kunst durch Metaphern zum Ausdruck kommt, es seinerseits nun dank der Metapher zugänglich werden kann. Die Beschreibung der ästhetischen Wirkung, um die es im zweiten Satz geht, zeigt, dass einem Kunstwerk eine Denkstruktur zugrunde liegt. Am Beispiel des musikalischen Denkens zeigt Thun überzeugend, dass es oftmals im Sinne eines metaphorischen Prozesses vollzogen wird.

Oksana Bulgakowa rekonstruiert in ihrem Aufsatz *Gedanken über das Denken: Sergei Eisensteins Vorschlag* das kinematographische Denken des berühmten Regisseurs. An den Beispielen seines kugelförmigen Buches und seiner *Methode* lässt sich zeigen, wie Eisenstein sich bemüht hat, eine adäquate Ausdrucksform für das menschliche Denken in der Kunst zu finden. Das Denken ist ihm zufolge kein linearer Prozess, sondern es hat eine sphärische Struktur, deren Elemente biologischer, psychologischer, aber auch historischer und sozialer Natur sind. Seine Analyse ergab: Es gibt Archetypen, die sowohl das alltägliche Denken als auch das künstlerische Schaffen prägen; und es gibt eine Struktur des Konflikts auf allen Gebieten und in allen Bewusstseinsschichten. Eisenstein spricht von dem „sinnlichen Denken“ und erhofft sich eine weitgreifende Wechselbeziehung zwischen der menschlichen Ratio und dem Assoziationsvermögen im Grenzbereich des Bewussten und Unbewussten. Es ist eine einzigartige, nur als eine Spur sich zeigende Synthese, die den Denkprozess zusammenhält. In jedem Denkakt überkreuzen sich subjektive und intersubjektive Dimension, das Rationale und das Sinnliche, Erinnern und Vergessen. Das Denken bewegt sich zwischen Dissonanz und Metapher, Rhythmus und Symbol, Bild und Begriff. Daher kann laut Eisenstein eine „Dialektik der Künste“ als eine Synthese von Kunst und Wissenschaft das Denken begreifen.

Thomas Hainscho thematisiert in seinem Essay *Wie Maschinen denken* konzeptuelle und praktische Schwierigkeiten, die entstehen, wenn man menschliches Denken an Modellen zu erklären versucht. Der Vergleich von Menschen und Maschinen hat zwei Seiten: wenn man vom Denken in Bezug auf die Maschinen spricht, kann dies nur in einem metaphorischen Sinne geschehen. Der Grund dafür ist, dass Erfahrung, Urteilsvermögen, Kreativität, Empathie und Moralität der menschlichen Intelligenz vorbehalten

bleiben. Wenn man umgekehrt sagt, dass das menschliche Denken wie das einer Maschine funktioniert, erhebt man den Anspruch auf dessen – zumindest teilhafte – Erklärung. Hainscho untersucht zunächst an Beispielen der Turingmaschinen und Universalrechner welche Eigenschaften Maschinen haben müssen, aufgrund deren man sagt, dass sie denken können. Anschließend reflektiert er darauf, welche Tragweite der über Maschinen gewonnene Denkbegriff hat. Resümierend arbeitet er darauf hin, dass man diesen Begriff des Denkens mit dem menschlichen Denken nicht identifizieren soll.

Ich möchte mich bei dem Forschungsrat sowie bei der Fakultät für Kulturwissenschaften der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt herzlich bedanken, die die Publikation dieses Buches gefördert haben.

